

# Das Pfirsichbäumchen

Autor(en): **Zinniker, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 20

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641051>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Mein Töchterlein fragt

Von Wilhelm Lichtenberg

Wenn Napoleon den Satz prägte: „Kein Mensch ist groß vor seinem Kammerdiener“, so gestatte ich mir, ihn zu variieren: „Kein Vater will klein sein vor seinen Kindern.“ Besonders nicht, solange sie noch im kindlichen Alter und bedingungslos ihrer Umwelt ausgeliefert sind.

Dieses „Vor-seinen-Kindern-groß-sein-Wollen“ bringt ja sicher sehr viele Väter in die peinlichsten Verlegenheiten; katastrophal aber ist es für den Künstler, die Kinder über die wahre Bedeutung ihres Vaters hinwegzutäuschen. Die feineren Schattierungen des Ruhmes verstehen sie ja doch nicht; und ihnen die Wahrheit sagen, diese häßliche, unerbittliche Wahrheit ... Nein, das bringt man einfach nicht über sich!

Der Welt, dieser harten, kalten, nach festgelegten Maßstäben urteilenden Welt, kann man ja doch nichts vorlunkern. Die Mitwelt stellt ihre Wisa in die Unsterblichkeit nur nach allerstrengster Prüfung aus. Und die Route, die man dahin zu nehmen hat, ist grausam genau festgelegt. Einen Grenzschnuggel in die Unsterblichkeit gibt es leider nicht. Aber die Kinder, die Kinder! — Müssen sie schon im zartesten Alter wissen, daß es Augenblicksware ist, die man erzeugt? Sie können sich ohnehin so schwer einen Begriff machen von dem Metier, das der Vater ausübt. Sie sehen ringsherum alle die praktischen und vernünftigen Dinge, welche die anderen „Batis“ erzeugen, und treten deshalb schon mit einer gewissen Voreingenommenheit an die Erzeugnisse des — sagen wir — schriftstellernden Batis heran. Peinlich ist, wenn die Kinder sich von der Tätigkeit ihres Vaters keine rechte Vorstellung machen können.

Bei meiner siebenjährigen Eva sind jedenfalls sehr lebhaftes Zweifel über den Wert und die Existenzberechtigung ihres Vaters aufgestiegen. Ich würde ja mit aller zur Verfügung stehenden Strenge gegen die Geringschätzung meines eigenen Kindes auftreten — wenn ich sie andererseits nicht so ausgezeichnet verführe. Einige Epifoden zwischen Vater und Tochter haben eben doch die Saat des Mißtrauens zwischen uns gestreut.

Womit verdienst du eigentlich Geld?

Eva: Womit verdienst du eigentlich Geld, Bati?

Ich: Ich bin Schriftsteller, Kind.

Eva: Was ist das, ein Schriftsteller?

Ich: (sehr betroffen): Ein Mann, der schreibt.

Eva: Sonst machst du nichts?

Ich: Nein. Ich schreibe Geschichten, die die anderen Menschen lesen.

Eva: Warum lesen sie sie?

Ich: Weil sie ihnen gefallen.

Eva: Gefallen sie ihnen?

Ich (in die Enge getrieben): Nicht immer.

Eva: Warum schreibst du nicht nur Geschichten, die den Leuten gefallen?

Ich (einige Augenblicke sprachlos): Man kann nicht immer nur gute Geschichten schreiben.

Eva (nachdenklich): Gibt es Schriftsteller, die mehr Geld verdienen als du?

Ich: O ja. Sehr viele.

Eva: Die schreiben dann wohl schönere Geschichten?

Ich (beschämt): Ja.

Eva (nach einer Pause): Armer Bati!

Ich: Warum nennst du mich arm?

Eva: Weil du nicht schönere Geschichten schreiben kannst. (Pause.) Du solltest noch einmal lernen, Bati ...

Ich: Was sollte ich lernen?

Eva: Auf Schriftsteller, meine ich. Vielleicht kannst du es dann besser. Damit sich die Mutti nicht mehr so kränkt, weil du so wenig Geld verdienst. Versprichst du mir, Bati, daß du noch einmal lernen wirst?

Ich (beinahe tonlos): Ja, ich verspreche es dir ...

Was ist „Dichten“?

Eva: Bati, was ist das eigentlich „Dichten“?

Ich: Ich habe dir das doch schon einmal erklärt. Man schreibt für die Menschen Geschichten auf.

Eva: Wahre Geschichten?

Ich (zögernd): Manchmal wahr und manchmal ...

Eva: Warum sprichst du nicht weiter, Bati?

Ich: Was willst du denn wissen?

Eva: Ob deine Geschichten wahr sind?

Ich: Nicht immer.

Eva: Lügst du, Bati?

Ich: Man nennt das nicht „lügen“, Kind.

Eva: Aber wenn eine Geschichte nicht wahr ist, dann ist sie doch gelogen. Du lebst also davon, daß du die Leute anlügst ... Das ist nicht schön von dir, Bati.

Ich: Was ist nicht schön?

Eva: Daß du mir das Lügen verbietest, wenn du den ganzen Tag nichts anderes machst. Wenn du lügen darfst, dann darf ich es auch. (Ueberlegt eine Weile.) Du, Bati — wenn ich nächstens lüge, bin ich dann auch eine Schriftstellerin?

Ich: Nein.

Eva: Wahrscheinlich kann ich noch nicht gut genug lügen? Wie?

Ich: Wahrscheinlich.

Eva (traurig): Du, Bati, könntest du dir nicht einen anderen Beruf aussuchen?

Ich: Warum?

Eva: Ich schäme mich so, daß mein Bati den Leuten nicht die Wahrheit sagt ...

Das Denkmal.

Eva (vor einem Denkmal): Du, Bati, wer ist dieser Mann aus Stein?

Ich: Gotthelf, mein Kind.

Eva: Wer ist das — Gotthelf?

Ich: Das war ein Schriftsteller, Kind.

Eva: Wie du?

Ich (etwas verlegen): Ja. Wie ich.

Eva: Warum ist er aus Stein?

Ich: Das nennt man ein Denkmal. Berühmte Männer bekommen nach ihrem Tode ein Denkmal.

Eva (ohne zu überlegen): Wo wird dein Denkmal stehen, Bati?

Ich (sehr peinlich berührt): Ich ... ich weiß nicht ...

Eva (beinahe drohend): Du wirst doch auch ein Denkmal haben, Bati?

Ich (mit schwerem Entschluß): Wahrscheinlich nicht.

Eva: Warum? Bist du denn kein berühmter Mann?

Ich: Oh ja ... Aber ... Weißt du, es gibt jetzt keinen Platz mehr für Denkmäler ...

Eva: Für dich wird schon noch ein Platz sein. Du bist ja nicht so groß ... (Nach langem Ueberlegen.) Du Bati ... Vielleicht bist du gar nicht berühmt ... ?

Ich: Na, so berühmt wie Gotthelf bin ich nicht.

Eva (traurig): Ich möchte schon lieber das Kind von Gotthelf sein ... ! (Nach einer Weile, bittend.) Bati! Bitte, bitte! Werde berühmt! Mir zuliebe! Versprichst du mir, daß du berühmt wirst?

Ich: Ja. Ich verspreche es dir. Damit du Ruhe gibst.

Napoleon war eben kein Schriftsteller. Sonst hätte er gewußt, daß man viel eher vor seinem Kammerdiener groß sein kann, als — vor seinem Kinde.

## Das Pfirsichbäumchen

Von Otto Zinniker.

Seit Monaten hatte ich keine Zeile mehr an meinen Manuskripten geschrieben. Vom Winter bis zum Hochsommer ging ich mit einem Gefühl innerer Leere umher, die mehr und mehr zu stumpfer Müdigkeit ausartete. Ein bohrendes Ver-zweifeln am Sinn des Lebens und an jedem Werte künstleri-

sehen Tuns bewirkte das übrige, um in mir jene Ausgebranntheit zu erzeugen, die mit geistigem Tod auf gleiche Linie zu setzen ist. Verschwunden waren die beglückenden Eingebungen und ausgetilgt die schöpferische Leidenschaft. Aus einer geheimen Wunde rann mir unaufhaltsam alles Blut weg. Ich fühlte mich gealtert und wußte, daß dies der Anfang des Sterbens war, obwohl ich voraussichtlich noch manches Jahr zu leben haben werde. Ich war ein Mensch der letzten Fragwürdigkeit, ein Zerrbild, ein schwankes Rohr im Wind.

Als die Bereitschaft und die ausgeglichene Stimmung sich wieder einstellten, war es wie das stille Wunder, das sich fast gleichzeitig an einem unserer Pfirsichbäumchen vollzog.

An den Sonnseiten unserer Hausmauern hatten wir Spalierobst gepflanzt. Wir hatten gute, lockere Erde zugeführt und auch mit dem Dünger nicht gespart. Schon im ersten Frühling setzten die regelmäßig gespreizten Zweige Blätter und Blüten an. Die Bäumchen dehnten sich prächtig in die Breite und Höhe. Das Werk des Gärtners war von solchem Erfolg gekrönt, daß wir schon für den kommenden Herbst die ersten süßen Früchte auf unserem eigenen Grund und Boden erwarten dürfen.

Nur einer der beiden Pfirsichbäume sträubte sich gegen das Gesetz des Wachstums und Fruchttragens. Obwohl er die sonnigere Mauerfläche einnimmt, gebärdete er sich wie ein Taugnichts. Zwar trieb auch er nach der Verpflanzung Knospen und Blattwerk und gab Anlaß zu den schönsten Hoffnungen. Aber dann auf einmal sperrte er sich und warf alles Grüne ab. Die Blätter falteten sich zusammen, und die Blütenkronen schlossen sich. Er wurde kahl und häßlich und serbelte dem Tode zu. Die letzten verdorrten Ausschläge zerkrümelten wie Tabak zwischen den Fingern. Wenn ich seine einst biegsamen, geschmeidigen Zweige befühlte und dann enttäuscht gegen die Mauer fahren ließ, gaben sie ein Geräusch von sich, das sich wie klingeldürrer Grinsen anhörte. Alle liebende Sorgfalt, die wir ihm auch jetzt noch, in seinem Siechtum, angedeihen ließen, wurde mit Undank und Verhöhnung belohnt. Schließlich war er nur noch ein Gerippe, ein Spott seiner selbst, erbarmungswürdig anzusehen.

Ich bat den Gärtner, die abgestorbene Pflanze mit Stumpf und Stiel auszurotten und den Schaden möglichst rasch wieder gutzumachen. Aber der Mann, dessen Tagewert dem sieghaften Wachstum verhaftet ist, schaute mich überlegen an und sagte, daß es nicht weise wäre, den Stab über einem Wesen zu brechen, das auf den ersten Blick keinen Segen verspreche.

„Wir haben uns lange genug mit dem Nichtsnutz herumgeschlagen; meine Geduld ist zu Ende“, erklärte ich.

„Die meine noch nicht“, erwiderte der Gärtner und markierte eine letzte Frist ein, die wir dem Pfirsichbäumchen gewähren wollten.

„Es ist verlorene Liebesmüh“, spottete ich und ließ ihn stehen. Deutlich spürte ich sein Lächeln in meinem Rücken. Es war das Lächeln eines Mannes, der ans Leben glaubte, wo ich an Vernichtung dachte.

Es verging kein Tag, ohne daß ich dem Bäumchen einen Besuch abstattete, sein Stämmchen beklopfte und seine Aeste betastete. Für mich bestand kein Zweifel mehr, daß alle aufbauenden Säfte, aus denen sich bisher sein Leben genährt hatte, die Zellen verlassen hatten. Der Optimismus des Gärtners kam mir vollkommen abwegig und widersinnig vor. Und dennoch sollte er Recht erhalten!

Nach einer regnerischen, tropisch-warmen Sommerwoche entdeckte ich nämlich eines Morgens, daß das Sorgenbäumchen neues schüchternes Grün angefaßt hatte, daß sich einzelne Zweige wieder biegen ließen und daß dem Tod gleichsam ein Schnippchen geschlagen wurde. Die Pflanze, deren Ausrottung beschlossene Sache gewesen war, hatte sozusagen über Nacht den Durchbruch zur Gnade erlebt. Ich stand vor einem Wunder, das ich zwar nicht zu begreifen vermochte, das mir aber den Mut und das Vertrauen zu mir selber wieder zurückgab.

Wie mancher Mensch ist wie der Pfirsichbaum! Man erkennt, während er lange und schweigend sammelt, bevor er seine Ernte beginnt, nur das Dürre und Abgestorbene und übersieht die im Verborgenen wirkenden Kräfte. Eines Tages gewahrt man, daß vieles von dem, was man für verholzte Zellen hielt, reiches inneres Leben trägt.

Das noch vor Wochen hoffnungslos serbelnde Pfirsichbäumchen ist mein Liebling in unserem Garten geworden. Im Sterben plötzlich aufgehalten, reckt es sich heute ohne menschliches Dazutun herzhast in die Höhe. Es ist für mich der Lebensbaum, an dem ich mich wieder aufrichte, wenn mir etwas Unebenes, Widerwärtiges über den Weg gefrohen ist.

Und wie herrlich werden im nächsten Jahr seine an der Sonne gereiften, gelb und roten Früchte schmecken!

## Ferdinand Hodler

Zur Erinnerung an seinen 20. Todestag, den 20. Mai 1918.

„Heute fange ich ein neues Bild an!“ — Das klingt im Malerherzen wie Fanfarenton, verschucht jede Müdigkeit und weckt unbegrenzte Hoffnungen. Da ist die Leinwand weiß und leer, hier liegt die Palette mit leuchtenden Farben besetzt: In der Mitte steht der Künstler Ferdinand Hodler mit seiner „Idee“, diese mag aus „den Tiefen des Gemüts“ stammen, sie mag sich aus einem starken, unvergesslichen Eindruck konzentriert haben, sie kann auch als ein Stück Natur vor ihm gegenwärtig sein: Die Aufgabe, sie zu „realisieren“, sie in der Wirklichkeit der Kunst erscheinen zu lassen, bleibt im Grunde immer dieselbe. Vorarbeiten verschiedenster Art sind vielleicht vorausgegangen, Entwürfe, Naturstudien, Kompensations-Skizzen — jetzt muß das Werk als solches entstehen! Solcherart war der Eindruck, den wir bei einem Besuch bei Ferdinand Hodler in Genf hatten, als wir noch Studenten an der Akademie waren und den Meister vergötterten, Hodler mit seinem Monumentalstil, ihn, den Vertreter des Expressionismus. Hören wir nun was ein Laie, der das Vergnügen hatte, mit dem Meister in engere Fühlung zu kommen, von seiner Hodler-Freundschaft zu erzählen weiß.

Die Redaktion.

Einem Künstlergenie ist es wohl möglich, ganz seinem Ideal zu leben, das direkt seine Seele berührt; dieses Ideal findet sich aber nie im Reiche der Zahlen des alltäglichen Bürokraten.

Eine solche geistige Ablenkung bot mir, neben Musik, Hodlers Kunst. Hodler war für mich, als Berner, kein Unbekannter, allerdings mehr vom Hörensagen, als durch die spärliche Zahl von Bildern, die in Bern zu sehen waren.

Ist es also nicht verständlich, wenn mich schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in der Calvin-Stadt Bilder vom Berner Hodler fesselten? Doch war ich zu wenig Kunstkenner, um mir über seine Gemälde ein Urteil bilden zu können, das damals auf Anerkennung oder Abspreekung, auf „Gefallen“ oder „Nichtgefallen“ der Kunst Hodlers lautete.

Fast möchte ich von zwei Seelen in meiner Brust reden. Die eine verneinte Hodlers Malerei als solche, durch den Vergleich mit der üblichen und gewöhnlichen Malerei, die andere, und die war die Stärkere, bejahte meine Ueberzeugung, daß Hodler ein besonders großer Künstler sein mußte, ansonst nicht so viel über seine Malkunst gelästert und gespottet würde.

Monate und Jahre vergingen, bis mir Motive und Ausdrucksweise der Gemälde annähernd vertraut wurden. Wie gerne hätte ich mich über noch so vieles belehren lassen, aber... der Spötter, gewürzt mit dem „esprit schenöffua“ (genevois) gab es viele, der Verehrer dagegen nur wenige und diese waren mir unbekannt. Mein in Aussicht genommener endgültiger Abschied von Genf beschleunigte mein Vorhaben, den großen Künstler einmal an der Arbeit zu beobachten.